

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die 30tägige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Der neue Kulturkampf.

Leipzig, 30. Juli.

Die liberale Ära in Deutschland hat mit dem Kulturkampf begonnen und mit dem Kulturkampf aufgehört. Der deutsche Liberalismus hat den besten Teil seiner politischen Energie im Kampf gegen die Kirche verbraucht, und als Bismarck sah, daß den Liberalen der Atem ausging, machte er seinen Frieden mit Rom und dem Centrum.

Im Frühjahre dieses Jahres, als die Regierung sich zu einer festeren Stellung gegenüber den Agrariern zu ermannen schien, glaubte der Liberalismus noch ein letztes Mal an sein Glück und an seinen Stern. Da wurde ihm von oben herab ziemlich rauh bedeutet, eine liberale Regierung sei schon aus dem Grunde nicht denkbar, weil es unmöglich sei, den Liberalismus mit dem Centrum zusammenzuspinnen. Centrum war Trumpf geworden. Wie ist die liberale Mittelklasse in Deutschland von der Regierungsfähigkeit weiter entfernt gewesen als gerade jetzt.

Aber die große Bourgeoisie ist fromm geworden. Nicht nur in Deutschland, wo der deutsche Kaiser den Geist Karls des Großen und die unseligen Traditionen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation heraufbeschwört, um die profane reichspräussische Gegenwart mit den altfeudalwürgenden Erinnerungen der mittelalterlichen Kaiserzeit geschichtlich zu verknüpfen, sondern auch in England, wo der skeptische Weltmann Balfour die Eitelkeit alles menschlichen Wissens als der Weisheit letzten Schluß verflücht, und nicht zuletzt in Frankreich, wo die konservative Bourgeoisie im wohlverstandenen Klasseninteresse die Sache der Mönche und Nonnen zu der ihrigen gemacht hat. Als Pio Nonno bei Beginn des Kulturkampfes Wilhelm I. kraft seiner Gewalt über die Gewissen der ganzen Christenheit brieflich interpellierte, gab ihm dieser unter dem tosenden Jubel des ganzen liberalen Aufklärerhaars eine gepfefferte Antwort. In Nachen hat sich jüngst noch Wilhelm II. auf die günstige Censur berufen, die Leo XIII. dem Lande der Gottesfurcht und Unterthanentreue ausgestellt habe.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß in Berlin in den höchsten Kreisen die Frömmigkeit hohe Mode geworden ist. Die Berliner Großfinanz — siehe Prozeß Sanden — prahlt mit ihrem tabellofen Christentum ebenso verständnisvoll, wie der Provinziale Ter Linden, und das Gebunden haben bei Hofe und in der Aristokratie seine besten Kunden. Der Ton, der von oben angegeben wird, pflanzt sich durch die ganze herrschende Gesellschaft fort,

die nach oben gesellschaftlichen Anschluß sucht, und findet in der starken Organisation der katholischen Kirche und der herrschenden Centrumspartei seine stärkste Resonanz.

Wer hätte das vor dreißig Jahren geglaubt, als der Liberalismus und die Staatsgewalt in Deutschland siegesmutig auszogen, um die tausendjährige Organisation der Kirche zu zertrümmern und den Herrschaftsansprüchen des Merkantilismus ein für allemal den Garaus zu machen? Für die aufstrebende liberale Bourgeoisie war der Kampf gegen die Kirche und religiösen Aberglauben ein eminent politischer Kampf gewesen, weil die christliche Religion sich als eine der tragsten und widerstandsfähigsten Mächte des Beharrens erwies und ihre Autoritätsgläube dem Despotismus des Polizeistaates die wirksamsten Argumente lieferte. Nun der Liberalismus regierungsfähig geworden war und die Staatsgewalt unmittelbar beeinflusste, brach er auf der ganzen Linie los, um den Merkantilismus — mit den Mitteln des alten Polizeistaats zu bekriegen. Damals war es noch die gesamte Bourgeoisie, die in dem Zeichen der Aufklärung auszog, und die liberale Gesetzgebung, wie die liberal schillernde Staatsgewalt stellte sich nunter in den Dienst des Gedankens der Befreiung von geistlicher Bevormundung, von römischer Macht- und Unterdrückungspolitik.

Die Bourgeoisie von damals ist heute in zwei Gesellschaftsgruppen auseinandergetreten. Die große Bourgeoisie ist konservativ geworden und hat sich mit der Kirche abgefunden. Die liberale Mittelklasse, damals der große Schwanz der Kulturkampfbewegung, ist kopflos und führerlos geworden; sie hat weder ein sicheres politisches Ziel mehr noch eine politische Organisation und tappt blind in den großen Klassenkämpfen der Neuzeit herum. Die Großbourgeoisie hat ihr ausgeprägtes Herrschaftsbewußtsein im Sinne des Klassenkampfes wiedergefunden und weiß die gesellschaftlichen Kräfte Momente, die in der kirchlichen Organisation zu finden sind, sehr wohl zu schätzen. Sie hat aus der Geschichte gelernt und die einfachste politische Ueberlegung bestätigt es ihr, daß der moderne Cäsarismus und Imperialismus, d. h. die spezifische Herrschaftsform der Bourgeoisie, in ihrer nackten, abstoßenden Gestalt eine gesellschaftliche Unmöglichkeit sind und nur ertragen werden, wenn sie sich in den Demagogemantel eines Rechtsbegriffs hüllen und von irgend einer demokratischen Instanz legitimiert werden. Das Centrum und die katholische Kirche sind heute die wertvollsten Institutionen der Diktatur der Bourgeoisie geworden, ebenso unentbehrlich wie Militarismus und Staatsschulden. Die

liberale Mittelklasse hat noch den Rebel ihrer Ideologien vor den Augen und ist heute zu jeder politischen Aktion unfähig, insbesondere aber zu einem Kulturkampf.

Damit hat sich die ganze Kampfstellung der Klassen und der Parteien für einen neuen Kulturkampf verschoben. Der neue Kulturkampf wird nicht im Bunde mit der Staatsgewalt gegen die Kirche geführt, er findet Kirche und Centrum als die treuesten Verbündeten der Staatsgewalt zu Schutz und Trutz. Nicht die liberale Bourgeoisie ist diesmal die Breitschulterin des Kulturkampfes; die Großbourgeoisie hat sich mit Altar und Thron längst ausgeföhnt und weiß die Kirche und die Monarchie als Tragsäulen der kapitalistischen Herrschaft zu schätzen. Die liberale Mittelklasse aber in Deutschland ist bei einem neuen Kulturkampf höchstens noch als Kanonenhüter zu gebrauchen. Auch wird der neue Kampf gegen die kirchlichen Gemeinschaften nicht mit Polizei und Gendarmen geführt, und wo diese unvermeidlichen Faktoren des Polizeistaats einmal auftreten, werden sie nicht von den Maigesetzen und nicht von Stanzelparagraphen, sondern vom Gotteslästerungsparagraphen und vielleicht von einem neuen Umsturzgesetz in Bewegung gesetzt werden. Der neue Kulturkampf ist eben ein wirklicher Kulturkampf, und nicht eine groteske liberale Karikatur; er wird geführt um Kulturereignissen und mit Kulturwaffen; er ist nur eine Begleiterscheinung des großen gesellschaftlichen Kampfes der Gegenwart überhaupt.

Jüngst konstatierte ein katholischer Schriftsteller die erschreckende Zunahme des Unglaubens und der kirchlichen Indifferenz in katholischen Kreisen. Die Gebildeten, hieß es, seien bis zu 90 Prozent, die Arbeiter zu 50 Prozent vom Glauben der Kirche innerlich abgefallen. Dieses Resultat haben nicht Darwin und Häckel bewirkt, sondern der „Geist der neuen Zeit“ überhaupt. Wenn mit diesem verschwommenen Begriff alle die gesellschaftlichen Mächte der Gegenwart gemeint sind, die das Denken der modernen Menschen, der Gebildeten wie der Arbeiter, unweigerlich umwälzen, so mag es sein Verwenden haben. Der Prozeß der sozialen Neubildungen hat eine ganz neue Welt geschaffen, die für die Vorstellungen der christlichen Welt trotz deren geschichtlich bewährter Anpassungsfähigkeit und Dehnbarkeit überhaupt nicht mehr faßbar ist. Das kirchliche Denken steht diesen Erscheinungen vollkommen ratlos gegenüber; die geistige Wandlung vollzieht sich leise, unmerklich, nicht mehr im Sturm und Drang der Dialektik des Gewissens, sondern in der allmählichen Verflachung der kirchlichen Interessen, die in der Wirklichkeitswelt auch nicht den Schatten eines Gegen-

Senilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Viebig.

Einen Liebhaber! Ja, hatte Minna denn einen Liebhaber? Sie war doch nur ein paar Mal den Sommer mit Arthur ausgegangen. Da waren sie einmal im Brunwald gewesen, einmal an der Jannowitzbrücke auf der Spree Terrasse und einmal bei den Stettiner Sängern. Sie hatten steif neben einander gesessen, ihre Biergläser vor sich; nur den Arm hatte Arthur auf ihre Stuhllehne gelegt.

Ein jähes Rot übergoß sie plötzlich, es fuhr ihr wie ein Stich durchs Herz — war er nun ihr Liebhaber?

Lange war sie heute nacht wach in ihrem schmalen Bett. Sonst lag sie hier wie ein Scheit Holz und rührte sich nicht, oft hörte sie in der Morgenfrühe das Klackeln des Beckers nicht; jetzt hatte sie die nackten Arme über den Kopf geworfen und seufzte in einer seltsamen Beklemmung. Als sich endlich ihr Denken vermirrte, war es Arthurs Gestalt, die sie im Traum sah. Nein, sie konnte das Geld nicht denen nach Hause schicken, wer sollte denn Sonntags die Beche bestreuen?

Aber wie mit dumpfem Geschwirr summt es vor ihrem Ohr: „Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohlgehe!“

Sie sah wieder in der Dorfschule, der Kantor schlug mit dem Stecken auf den Tisch: „Noch einmal! Alle zusammen! Auf — daß — dir's — wohlgehe!“

Mit einem jähen Schrecken fuhr sie auf. Ja, sie

mußte das Geld nach Hause schicken, damit es ihr und dem Arthur recht, recht gut ginge!

Im sterndurchflimmerten Bleichgrau der Sommernacht, kroch sie aus dem Bett und tappte mit bloßen Füßen an ihren Korb; aus den untersten Tiefen holte sie ihren Schatz vor, klapperte mit den Geldstücken und ließ sie einzeln durch die Hände gleiten.

Am Morgen früh, bevor die Post zur sonntäglichen Ruhe geschlossen wurde, trug sie all ihr Geld hin. Mit zitternder Hand schob sie's dem Beamten durch das Schalterfenster. Dann stand sie noch lange vor der Thür der Post; sie hätte weinen mögen. Fort war's, und mit ihm die beruhigende Gewißheit einer heimlichen Zuflucht.

Sie blieb traurig, bis am Nachmittage, gegen fünf, ein bekannter Pfiff auf dem Hof erscholl. Sie stand gerade vor dem Spiegelschrank in ihrer Kammer und legte die letzte Hand an ihren Fuß; fast hätte sie die Stecknadel verschluckt, die sie zwischen den Zähnen hielt, so rasch fuhr sie mit dem Kopf zum Fensterchen heraus. Das war sein Zeichen!

Gastig stülpte sie den Hut auf, ergriff Filzhandschuh und Sonnenschirm und polterte die Hintertreppe hinab. Im Hof war er nicht mehr, aber da, auf der Straße, am Laternenpfahl stand er. Den Strohhut auf ein Ohr geschoben, das Stöckchen unter den Arm geklemmt, die Zigarette im Mundwinkel, so trat er ihr entgegen; die weißen Hosen schlotterten ihm elegant um die Beine.

„Arthur!“ Sie wurde rot und blaß.

„Zag, Mine!“ Er gab ihr die Hand, und sie sah einen großen Stiegelring an seinem Gefingerring blitzen.

„Neu?“ fragte sie betwundernd.

„Neu,“ wiederholte er nachlässig und stellte sich doch

zugleich vor sie hin, als wollte er sagen: „Verwundere nur weiter!“

Nun sah sie erst, wie fein er war! In einem hellen Anzug, den sie noch nicht kannte, und in braunen Halbschuhen; unterm Kragen flatterte ihm ein hellblauer Seidenschlips mit weißen Punkten, auf den Leib baumelte ihm eine Uhrkette mit allerhand Verlochs. Wie ein Herr! Der Mund blieb ihr vor Staunen offen.

„Fein, was?“ sagte er mit heimlichen Stolz und klopfte mit dem Stöckchen an seine Hosentasche. „Alles auf Pump! Aber was hilft's, man muß doch standesgemäß auftreten. Von morgen ab schreibe ich Akten bei Rechtsanwält Sieboldt in der Jägerstraße. Fünfundvierzig Mark monatlich für den Anfang; dann mehr. Die schöne Auguste, die von unserer Straße dahin verzogen ist, hat mir die Stellung verschafft. Ich bin froh, endlich kriegt ich doch meine Ruh. Und Radfahren lernen werd ich nu auch!“

„Hast Du en Glück!“ Sie schlug erfreut die Hände zusammen, und gleich darauf empfand sie es wie eine besondere Genugthuung, daß er, der seine Herr, sie noch ausführte. „Wohin gehn wer denn?“ fragte sie verschämt und glücklich.

„Ja, wohin?“ Unternehmend fuchtelte er mit dem Stöckchen durch die Luft. „Jrgendwohin, wo's recht fidel ist. Heut wollen wer mal leben. Weißte, Mine, kost's, was es kost!“

Da fiel's ihr plötzlich schwer auf die Seele. „Ich hab kein Geld,“ sagte sie kleinlaut.

Er sah sie sprachlos an.

Tief senkte sie den Kopf, sie wagte gar nicht aufzublicken. „Ja, ja, kannst merich glauben,“ murmelte sie